

Museen im Kanton Baselland

Von Jürg Seiberth

Strandgut

Ortsmuseen interessieren Besucherinnen und Besucher von ganz nah und von ganz fern. Ich weiss nicht, wie es Ihnen geht, ich kenne in der Ferne mehr Ortsmuseen als in der Nähe. Ich erinnere mich zum Beispiel an das kleine Museum in Island, in dem vor allem Gebrauchsgegenstände aus Strandgut gezeigt wurden: der Walwirbel als Küchenhocker, die Schiffsplanke als Stalltüre, der angeschwemmte halbe Sack mit Kartoffeln, der Korb mit Trockenfisch oder die geheimnisvolle Schatztruhe. Ich erfuhr dort, dass das Strandgut von alters her dem gehört, der es findet. Die Kartoffel soll ursprünglich als Strandgut der besiegten spanischen Armada nach Irland gekommen sein. Die Einwohner mancher Küstendörfer sollen, eigens zur Gewinnung von Strandgut, Leuchttürme verschoben und Schiffe in gefährliche Gewässer gelockt haben. – Warum ich das so interessant finde? – Weil am Anfang jeder musealen Sammlung das Strandgut steht, die Fundstücke, die der Ozean der Zeit verschlungen und zufällig wieder ausgespuckt hat.

Top-down und Bottom-up

Es gibt die Top-down-Museen, an deren Anfang eine Idee steht, die dann mit ausgewählten Ausstellungsgegenständen konkretisiert wird; und es gibt die Bottom-up-Museen, an deren Anfang die Ausstellungsgegenstände stehen, zu denen sich dann (oft erst in den Köpfen der Betrachtenden) Ideen bilden. Ein Top-down-Museum ist zum Beispiel das Wiener Naturhistorische Museum. Es ist 250 Jahre alt und beherbergt 25 Millionen Objekte. Alles ist hier datiert, klassifiziert und priorisiert. Hier erscheint uns die Welt übersichtlich und klar. Dieser Museumstyp repräsentiert allerdings auch einen (vergangenen) Zeitgeist.

Entsprechend einem moderneren Zeitgeist, dessen Kind auch ich bin, entstanden in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts sowohl in Skandinavien die «Grabe-wo-du-stehst»-Bewegung als auch das «musée sentimental» des Schweizer Künstlers Daniel Spoerri. Das sind Bottom-up-Ausstellungskonzepte, in denen die Objekte zwar datiert werden, die aber auf das Priorisieren und Klassifizieren weitgehend verzichten und deshalb stark vom Zufall bestimmt sind. Die grosse Mehrzahl der Museen im Kanton Baselland sind Bottom-up-Museen. Wir können diesen Museumstyp auch «musée polyvalent» oder Mehrzweckmuseum nennen.

Mir gefällt dieses Prinzip, und ich erlaube mir deshalb, hier in Bottom-up-Manier über Museen zu schreiben. Das heisst, ich gehe nicht von fixen Ideen aus, sondern ich schaue, was mir in Sachen Museum begegnet und in den Sinn kommt. Ich werde das Thema nicht systematisch erschliessen und abschliessend behandeln. Ich habe die Menschen, mit denen ich über das Thema gesprochen habe, und die Institutionen, die ich erwähne, nicht nach ihrer objektiven Wichtigkeit – falls es dieses Kriterium überhaupt gibt – ausgesucht, sondern nach meiner subjektiven Gewichtung. Vielleicht werden Sie in meinen Ausführungen Grosses und Wichtiges vermissen, vielleicht werden Sie dafür Kleines und scheinbar Unwichtiges entdecken.

Baselbieter Ortsmuseen

Im Kanton Baselland gibt es – die Zahl variiert je nach Definition – etwa 45 Museen. Gemessen an der Bevölkerung ist die Museumsdichte in Baselland etwas höher als in der ganzen Schweiz, wo es insgesamt etwa 1100 Museen gibt. Die meisten der Baselbieter Museen sind kleine Ortsmuseen,

finanziert von Gemeinden und Privaten, betrieben von unermüdlichen, meist ehrenamtlich wirkenden Enthusiastinnen und Enthusiasten. Sie pflegen mit ihren Sammlungen und mit ihren Ausstellungen die lokalen, identitätsstiftenden Geschichten. Diesen kleinen Museen gilt zwar meine Sympathie, aber ich muss ehrlich zugeben, dass ich die meisten nicht kenne. Die Ausstrahlung ihrer Aktivitäten ist in der Regel beschränkt, von Interesse, wie gesagt, vor allem für die Ortsansässigen von ganz nah und für die Reisenden von ganz fern. Die Häuser besitzen meist eine Sammlung von historischen Alltagsgegenständen, oft auch von Werken lokaler Künstlerinnen und Künstler, manchmal haben sie ein zusätzliches Spezialgebiet, das von lokaler Wichtigkeit ist oder auf Nachlässen und Schenkungen von Ortsansässigen beruht. Einige der Ortsmuseen präsentieren Dauerausstellungen, andere zeigen Wechsellausstellungen mit Lokalbezug. Viele Ortsmuseen präsentieren periodisch Arbeiten von lokalen Kunstschaffenden. Die Ausstellungen in den Ortsmuseen sind keine Massenveranstaltungen, aber ich habe als Ausstellungshüter in der Arlesheimer Trotte oft die Erfahrung gemacht, dass gerade dieser intime Rahmen viele interessante Begegnungen und angeregte Gespräche ermöglicht.

Die Vernetzung der Ortsmuseen ist recht gut, die Aktivisten treffen sich periodisch und die Medien berichten regelmässig über die Projekte der kleinen Museen. Wahrscheinlich muss man sich einfach damit abfinden, dass die Aufmerksamkeit des Publikums beschränkt ist und vielfältig beansprucht wird.

Viele Ortsmuseen verfügen über ausgedehnte Fotosammlungen, die dem Publikum auf verschiedenen Wegen zugänglich gemacht werden. Ausstellungen und Bücher sind die klassischen Kanäle. Es gibt aber auch Sammlungen im Internet, und besonders interessant finde ich den Weg, den das Ortsmuseum Birsfelden im Rahmen seiner «musée sentimental»-Ausstellung gewählt hat. Aus Bildern, Fotos und Filmsequenzen wurde ein eigener Film gestaltet, untermalt mit Tondokumenten und einem witzigen, ordnenden Kommentar. Mit den heutigen technischen Hilfsmitteln kann ein solcher Film auch von Amateuren sehr ansprechend gestaltet werden, er kann im Museum vorgeführt oder mit wenig Aufwand auf DVD oder im Internet verbreitet werden.

Mühlen

Beim Stichwort Museum muss ich an meinen ehemaligen Arbeitskollegen Berthold Moog denken. Er ist einer jener Menschen, die ihre gesamte Freizeit unbeirrbar einem Thema widmen. Von diesen Menschen leben die Museen im Kanton Baselland – von den Tüftlerinnen, Bastlern, Sammlerinnen, Forschern und Künstlerinnen, die sich mit grossem Ernst einer Sache verschreiben, ohne mit Lohn oder Ruhm zu rechnen. – «Zum Glück gibt es das noch», sagt Berthold Moog, «wenn sich alle nur noch um Gewinnmaximierung kümmern würden, würde das Werk bald heiss laufen und sich selbst zerstören.» – Moog befasst sich seit rund 35 Jahren mit dem Thema «Mühle» und sagt bescheiden, er müsste mindestens nochmals gleich viel dranhängen, um sich halbwegs als Experten bezeichnen zu können. Sein Interesse begann damit, dass er mit seinen Kindern am Bach Wasserräder baute, und dass er mit dem Systembaukasten des Sohnes ein Funktionsmodell der historischen Klopfsäge in Fröhnd im Wiesental erstellte. Bald wurden ihm die vielen Aspekte des Themas «Mühle» deutlich, die nach und nach zu erkunden waren. «Wenn wir aufhören, neugierig zu sein, können wir uns gleich in die Kiste legen.»

Moog kann aus dem Stand einen druckreifen Vortrag über die Kulturgeschichte der Mühle halten. Sie beginnt in der Jungsteinzeit und führt über das Mittelalter – eine Mühlen-Blütezeit – bis in die Neuzeit. In Europa gab es schätzungsweise 600 000 Mühlen. Moog beschreibt die vielfältige und

komplexe Mühlenmechanik («Da musste ich meine alten Physikbücher hervorkramen»), Fragen der Energiegewinnung und -übertragung, die Ökonomie der Mühlen («das war ein grosses Geschäft für die Grundherren, deren Untergebenen es aus gutem Grund bei hoher Strafe verboten war, selber zu mahlen»), die Auseinandersetzungen um die Wasserrechte («Kein Schäfer hat Land und kein Müller Wasser genug»), überhaupt die Rechtshändel der Müller («Die Müller waren immer sehr prozessfreudig, deshalb ist das auch alles so gut dokumentiert») und die literarischen und symbolischen Aspekte («Jede Verwandlung ist geheimnisvoll, auch die vom Korn zum Mehl»). Die Müller scheinen sich auch gut vermehrt zu haben, wenn man daran denkt, wie viele Leute heute Müller heissen.

Moog führte früher durch das Mühlenmuseum in Brüglingen, betätigte sich in «The International Molinological Society (TIMS)» mit Zeitschriftenartikeln, einer Studie über Stockmühlen (Wassermühlen mit horizontalem Wasserrad) und der Herausgabe eines viersprachigen Wörterbuches der Mühlenkunde. Zudem ist er Gründungsmitglied der «Vereinigung Schweizer Mühlenfreunde». Eine solche tiefgehende Beschäftigung mit dem Thema resultiert in einer beachtlichen Fachbibliothek und die auf vielen Reisen und Exkursionen gemachten Mühlenstudien sind in einer Dokumentation mit zahlreichen technischen Zeichnungen festgehalten. Was mit diesem Material passiert, wenn es einmal zum Nachlass wird, ist für Moog derzeit ein Problem. Er spricht aber lieber von den Mühlen. Bittet man einen Mühlenfreund, auch mal über etwas anderes zu reden, zum Beispiel über Aeskulapp, so wird er bestimmt sagen «Aeskulappert die Mühle am rauschenden Bach ...».

Bedeutsame Gegenstände und ihre Inszenierung

Wenn Sie Nottingham hören, denken Sie wahrscheinlich an Robin Hood, an den Räuber aus dem Sherwood Forest, der die Reichen beraubt und die Armen beschenkt haben soll. Eine schöne Geschichte, die jedoch nicht durch historische Fakten belegt ist. Fakt ist jedoch, dass es in jenem Nottingham ein Haus gibt, das von 1375 bis 1985 als Gerichtsgebäude diente und von 1449 bis 1878 als Gefängnis. Seit 1995 ist das Haus ein Museum namens «The Galleries of Justice». Ein Haus mit einer beeindruckenden historischen Aura, ich betrete es mit grösster Ehrfurcht. Dazu kommt, dass der Rundgang durch die Ausstellung, wie wir das in Grossbritannien nicht anders erwarten, aufs Subtilste und mit vielen Schauspielerinnen und Schauspielern inszeniert ist. Mit der Eintrittskarte erhalte ich eine Gefangenenummer, und auf den Spuren dieser Gefangenen (einer Erpresserin aus dem 18. Jahrhundert) habe ich durch die Ausstellung zu wandeln. Die Tour beginnt im Gerichtssaal, eine Treppe führt von der Bank der Angeklagten direkt hinunter ins Gefängnis, wo wir von einer strengen Wärterin empfangen werden, der wir unsere Taten gestehen müssen und die uns in die Regeln des Gefängnislebens einführt. Wir werden entlastet und beziehen unsere Zellen. Die Gefangenen (Männer, Frauen und Kinder) müssen für das Essen und für Bettdecken und für andere Annehmlichkeiten bezahlen. Die Aufseherinnen und Aufseher erhalten kein Gehalt, sie leben allein von dem, was sie den Gefangenen abknöpfen. Wir sehen Gefängniszellen aus sechs Jahrhunderten. Ganz besonders beeindruckt mich die «Oubliette», ein Loch aus dem 15. Jahrhundert, in das man hineingestossen und dann vergessen wurde.

Lebendige Geschichte

Die «Galleries of Justice», das Haus, seine Räume und die darin enthaltenen Gegenstände, sind aufgeladen mit Bedeutung. Diese Dinge und die raffinierte Inszenierung schaffen einen starken emotionalen Bezug. Als ich das Haus nach einigen Stunden wieder verlasse, bin ich aber nicht nur

emotional mitgenommen, sondern auch um einige Erkenntnisse reicher: Ich habe ein anschauliches Bild davon, wie viel materielle Not und Kriminalität miteinander zu tun haben. Ich weiss, dass Gefängnisse, auch moderne, extrem teuer und als Mittel der Verbrechensbekämpfung sehr wenig wirksam sind. Ich habe auch erfahren, dass die britische Regierung im 18. und 19. Jahrhundert fast 200 000 verurteilte Männer, Frauen und Kinder nach Australien deportierte, und dass in dieser Zeit in Australien 80 Prozent der Tierwelt und 90 Prozent der Ureinwohner ausgerottet wurden.

Am Nebentisch

Während ich dies schreibe, belausche ich ein Gespräch am Nebentisch, illustriert mit Fotos auf dem iPhone: «Das musst du gesehen haben: das Technikmuseum in Speyer und das Auto und Technik Museum in Sinsheim. Dagegen ist das Verkehrshaus in Luzern ein Kinderspielplatz. Und wenn du hingehst, schau dir vor allem die militärgeschichtliche Abteilung in Sinsheim an.» – Das werde ich gelegentlich tun.

Förderbar

In lebhafter Erinnerung ist mir das Projekt «Förderbar», das im Januar 2001 stattfand. Die Bevölkerung der Region Basel wurde aufgefordert, Objekte für ein «Museum der Zukunft» an bestimmte Sammelorte zu bringen. Einzige Bedingung für die Aufnahme eines Objektes in die Sammlung war, dass die überbringende Person eine Erklärung (Geschichte) dazu lieferte, weshalb ihrer Meinung nach dieses Objekt für die Nachwelt von Bedeutung sei. Das Objekt wurde gesammelt, mit der Person fotografiert; die Erklärung wurde schriftlich festgehalten. Nach Abschluss der Aktion, und nach einer langen und kontroversen Diskussion, beschloss man, die Objekte dem Kantonsmuseum Baselland zu übergeben. Die Fotos der Objekte und der überbringenden Personen und die Erklärungen können im Internet, im «Museum der Zukunft», angesehen werden. Das «Museum der Zukunft» sieht als Internetauftritt schon nach zehn Jahren erstaunlich alt aus, aber man kann noch immer für die Objekte stimmen. Die Top Ten sind recht interessant: Mit grossem Abstand auf Platz 1 steht «Ein Stück der alten Wettsteinbrücke» von Ursula Correia. Ich selbst habe am Rande an der Aktion mitgewirkt und dabei ein paar gute Freunde gewonnen.

Museum.bl

Das Kantonsmuseum Baselland heisst heute Museum.bl. Es steht in Liestal und kann auf eine lange Geschichte zurückblicken: 1836 wurde das «Naturalien-Cabinet» gegründet, heute lagern in den Magazinen des Museums 2,1 Millionen Objekte, die «in ihrer Gesamtheit die Natur- und Kulturgeschichte der Region» dokumentieren. Das Museumsgebäude am Zeughausplatz 28 wurde nach zweijährigem, aufwendigem Umbau am 16. April 2011 feierlich neu eröffnet. Zurzeit sind im Museum.bl drei Ausstellungen zu sehen: Die Dauerausstellung «Seidenband. Kapital, Kunst & Krise», die Familien- und Kinderausstellung «3. 2. 1. ... Start! Einmal Weltall und zurück» und die Sonderausstellung «Meine Grosseltern – Geschichten zur Erinnerung». Im Museum.bl finden und finden vielfältige Ausstellungen in ebenso vielfältigen Themenbereichen statt: Archäologie, Fotografie, Naturkunde, Volkskunde, Zeitgeschichte, Kunst, Geschichte und Ausstellungen für Kinder und Familien. Sie sind sorgfältig gestaltet, genügen hohen Ansprüchen und stossen auf beachtliches Interesse, aber die Verwandtschaft mit – und der Ursprung im – Bottom-up- oder Mehrzweckmuseum ist unverkennbar.

Augusta Raurica

Ich habe mit Helga von Graevenitz gesprochen. Sie stammt aus Frankfurt und lebt seit vielen Jahren in Arlesheim, «genau zwischen zwei der fünfzig schönsten Gärten der Schweiz, der Arlesheimer Ermitage und dem Dornacher Goetheanum-Gartenpark». Sie ist eine Vollblut-Tourismusfachfrau, die ihre Laufbahn als Stadtführerin in Basel begann und als Mitglied der Geschäftsleitung von Basel Tourismus in Pension ging. Seit den achtziger Jahren ist sie Mitglied der Betriebskommission Trotte und war lange Vizepräsidentin des Verkehrsvereins Arlesheim. Sie kennt die Sehenswürdigkeiten des unteren Baselbiets sehr genau und führt gerne durch den Dom und durch die Ermitage. Meine Frage, ob die Ermitage ein Museum sei, verneint sie, weil ihrer Meinung nach über einem Museum ein Dach sein muss. Braucht Arlesheim ein Ortsmuseum mit Dauerausstellung? Nein, im Heimatmuseum Reinach gibt es eine Bügeleisensammlung, in Binningen sind 5000 Paar historische Schuhe zu besichtigen. Da braucht es in Arlesheim kein weiteres Museum mit Dreschflegeln und Nachttöpfen. Aber sind es nicht die Nachttöpfe, die den heutigen Menschen emotional mit der Vergangenheit verbinden und damit das historische Interesse wecken?

Für andere Menschen mag das gelten, nicht für Helga von Graevenitz. Sie kommt jetzt auf ihr Lieblingsthema zu sprechen, auf Augusta Raurica. Sie ist Mitglied des Stiftungsrates der Stiftung Pro Augusta Raurica. – Aber Augusta Raurica ist doch bereits eine riesige Anlage, ein Publikumsmagnet und zudem ein bedeutender Kostenpunkt in der Staatsrechnung des Kantons. – Das stimmt natürlich, aber das kleine Museum steht in keinem Verhältnis zum Potenzial des ausgedehnten archäologischen Parks. Da gibt es unendlich viele Schätze, die in Magazinen ruhen, und unendlich viele Schätze, die noch gar nicht gehoben sind. Das sollte alles in einem neuen, grossen, schönen Museum sichtbar gemacht werden. Helga von Graevenitz ist der Meinung, dass die keltischen Schätze aus Basel-Stadt in dieses Museum integriert werden sollten. Sie träumt von einem grossen, interkantonalen römisch-keltischen Museum mit intensiver europäischer Vernetzung. Natürlich weiss sie, dass das im Moment ein Luftschloss ist, aber sie erzählt allen Leuten davon, und – wer weiss – vielleicht taucht irgendwann ein reicher Mensch auf, der sein Geld für ein solches Projekt ausgeben will.

Bildende Kunst

Kunstwerke sind bedeutende Gegenstände, die sich ganz speziell zum Sammeln, Datieren, Priorisieren und Kategorisieren eignen. Im Kanton Baselland gibt es mehrere grosse Kunstmuseen: Das Kunsthhaus Baselland, neben dem Fussballstadion und an der Kantonsgrenze situiert, präsentiert vor allem sorgfältig kuratierte internationale und überregionale Wechselausstellungen zeitgenössischer Kunst. Die Kunsthalle Palazzo in Liestal ist der Raum für ambitionierte regionale und überregionale zeitgenössische Arbeiten. Das Forum Würth in Arlesheim ist ein stimmungsvoller, privat finanzierter Ausstellungsraum, in dem vor allem Werke aus der umfangreichen und bedeutenden Kunstsammlung des deutschen Unternehmers Reinhold Würth gezeigt werden. Viele Ortsmuseen organisieren darüber hinaus Wechselausstellungen von lokalen und regionalen Künstlerinnen und Künstlern. Alle diese Ausstellungsräume widmen sich vor allem dem Kunstschaffen der Gegenwart. Historische Kunstwerke werden im Museum.bl und in den Ortsmuseen gelagert.

Der Oberbaselbieter Kunstsammler

Anlässlich der TAGSATZUNG kultur.bl in Liestal am 7. Mai 2011 lernte ich Kurt Bitterli kennen. Etwas abgehoben sei diese Tagsatzung gewesen, sagte er, als ich ihn vor ein paar Tagen zu einem Gespräch über Museen, Kunst und Kanton traf. Bitterli ist promovierter Ingenieur ETH, er besitzt ein Ingenieurbüro mit zehn Angestellten in Gelterkinden und sammelt in seiner Freizeit Kunst. Zurzeit baut er in Liestal für den Eigengebrauch ein Haus um und empfängt mich auf der Baustelle.

Bitterlis erstes Hobby ist sein Beruf. Daneben sucht und entdeckt er mit grossem Elan bekannte und unbekannte Maler aus dem Baselbiet und aus der Region Basel. Er sammelt Ölbilder, Aquarelle und Zeichnungen – keine Stiche und Lithos. Er interessiert sich vor allem für Darstellungen von Landschaften, von tätigen Menschen, aber auch für Stillleben und für abstrakte Bilder, wenn ihn die Formen und die Farben ansprechen. Bitterli faszinieren vor allem etwas ältere Werke, er kann sich aber mehr und mehr auch für zeitgenössische Kunst begeistern. So entdeckte er an der Arte-Binningen im Oktober den in Basel lebenden irischen Künstler Brian Hughes, dessen Bilder über Basel er sehr schätzt.

Besonders interessant findet Bitterli, dass er über die Kunst mit Menschen ins Gespräch kommen kann. Er kauft seine Bilder in spezialisierten Galerien und auf der Online-Plattform Ricardo.ch. Es sei erstaunlich, wie viele Bilder aus seinem Interessengebiet er dort finde, sagt er. Nicht die ganz teuren natürlich, aber sehr interessante. Über Ricardo.ch lerne er Menschen kennen, die ganze Nachlässe aus Bildern oder Fotografien in ihren Kellern und Estrichen haben und nicht wissen, was sie damit tun sollen. Im Restaurant Sonne in Sissach beispielsweise lägen im Estrich 200 Bilder von Willi Urfer, der damit jahrelang seine Verpflegung bezahlt habe.

Bitterli erzählt, dass er jedes Jahr eine Weihnachtskarte in Auftrag gibt. Das sei seine unspektakuläre Art, die Künstler ein wenig zu fördern. Viele Jahre lang seien die Karten von Paul Degen gestaltet worden. Als Degen starb, machte sich Bitterli auf die Suche nach anderen Künstlern. Er habe auf der Kulturdirektion angerufen und sei, nach langen Irrwegen, schliesslich bei einer Person gelandet, die sich seines Anliegens annehmen wollte. Er bat um eine Liste der aktiven Baselbieter Künstlerinnen und Künstler. Vier Jahre seien seither vergangen, und er habe nie mehr etwas gehört. Bitterli ist davon überzeugt, dass sich im Baselbiet vor allem die Gemeinden und viele begeisterte Amateure um die Kunst kümmern. Vom Kanton erwartet sich der Sammler nicht viel, ausser vielleicht, dass dieser sich um die Lagerung und Katalogisierung der vielen Nachlässe kümmern sollte. Er erwartet allerdings, dass diese Aufgabe kostengünstig und vor allem von geschickt angeleiteten ehrenamtlichen Amateurrinnen und Amateuren geleistet wird.

Nun weitet sich die Diskussion aus, denn die Stube im Rohbau hat sich gefüllt mit Bauarbeitern, Nachbarn, Freunden und Verwandten. Alle schöpfen Pot au Feu aus einem riesigen Topf und setzen sich an die Festgarnituren. Ich versuche, über Nachlässe zu diskutieren, über deren Unüberschaubarkeit, über den Tod des Ehrenamts, die stetig zunehmende Anzahl der Anwärter auf Unsterblichkeit und über Segnungen und Schranken des Internet. Und ich will ausführen, dass es vielleicht das Beste wäre, das Leben und den Rotwein zu geniessen und die Nachlässe getrost dem Ozean der Zeit zu überlassen, damit dieser alles verschlingen und das eine oder andere dann zufällig wieder ausspucken kann. Aber ich kann mich gegen den Pot au Feu und die vielen anderen interessanten Themen an den Tischen nicht durchsetzen. Etwas abgehoben, würde Kurt Bitterli sagen.

Jürg Seiberth

lebt in Arlesheim, und arbeitet als Autor, Texter, Gestalter und Webdesigner. Er wirkt im Ortsmuseum Trotte Arlesheim als Projektleiter, Künstlerbetreuer und Öffentlichkeitsarbeiter und gestaltet Ausstellungskataloge (zuletzt «Einen Platz finden. Migrationsgeschichten zwischen

Roccavivara und Pratteln». Herausgegeben von Ruedi Brassel-Moser und Jennifer Degen. Zur gleichnamigen Ausstellung im Museum im Bürgerhaus, Pratteln 2010).